

„Inkulturation“ ist dafür ein tauglicher Leitbegriff und -vorgang, er darf aber nicht vor den Grundfragen von Struktur und Strukturkriterien haltmachen. Sowohl in der Jesusbewegung als auch in der nachösterlichen Kirche waren Strukturelemente zur Wahrnehmung der (An-)Leitungsverantwortung unverzichtbar. Sie waren aber zugleich vielfältig gestaltet und für variable Umsetzungen zugänglich. Dabei blieben sie in ihrer konkreten Entfaltung unmittelbar kontextbezogen und ebenfalls dem Kriterium der optimalen Verkündigung des Christuskerygmas unterworfen.

Schließlich muß immer wieder daran erinnert werden, daß – vor allem in der Schule des Paulus und seiner Nachfolgerinnen und Nachfolger – der Imperativ des christlichen Lebens aus dem Indikativ der auf die Glaubenden bezogenen Christuswirklichkeit abgeleitet wird. Wird christlicher Glaube als personale Christusbefolgung begriffen, ist dies auch gar nicht anders möglich: Denn aufgrund der Qualität und des Charakters einer Beziehung begreift der Mensch zumeist selbst den ethischen Wert seines Handelns. Dennoch braucht es diesbezügliche Leitlinien. Aber nur insofern sie in die Priorität der Christusbeziehung einzuordnen sind, haben und behalten sie ihre Berechtigung.

Die innere Dynamik der Kirche Jesu Christi, ihr Mut, ihre Beweglichkeit und ihre Offenheit zur Veränderung spiegeln ihr Vertrauen auf das Wirken des Geistes Gottes und auf die Gegenwart des auferstandenen Herrn. Lebt sie diese auf ihren Verwirklichungskontext bezogene Beweglichkeit von innen, sind an ihr tatsächlich immer neu und je in verschiedener Weise jene Momente ablesbar, welche die Evangelien als Grundmerkmale ihres Jesusprofils erkennen lassen: die Offenheit, Menschen zu begegnen, ihnen Gottes Heil zuzusprechen und mit ihnen Gottes Rettungsangebot zu verwirklichen, ohne dabei Grenzen zu ziehen¹⁴. Tut sie dies nicht, läuft sie Gefahr, die eigene Gemeinschaft gegenüber dem

¹⁴ Ein beeindruckendes Beispiel für den Versuch, Kirche Jesu Christi so zu verwirklichen, ist die 3. Versammlung des Volkes Gottes am Xingu, Altamira/Brasilien, vom November 1994. Die Dokumente sind in deutscher Sprache als von E. Kräutler herausgegebener Privatdruck zugänglich. Sie vermitteln ein Bild von Kirche, die versucht, das Evangelium Jesu Christi in ihrem komplexen Lebensumfeld zu verwirklichen und zu vertiefen.

Erbe ihres Ursprungs und Stifters an erste Stelle zu setzen. Sie bleibt dann freilich immer noch ekklesia – Versammlung. Den Rückverweis auf Jesus Christus müßte sie dann allerdings aufgrund verkehrter Akzentsetzungen besser – oder leider! – streichen.

Paloma Fernández de la Hoz

Miteinander oder nebeneinander?

Zwei Jahre nach dem Kirchenvolksbegehren

Reformwünsche als Protest

Der Entchristlichungsprozeß in Westeuropa, der seit mehr als 200 Jahren in Gang ist, hat in jüngerer Zeit besonders auch die traditionelle „katholische“ Identität in eine Krise gebracht. Dafür verantwortlich sind die sehr unterschiedlichen Erwartungen an die Kirche und die verschiedenen Lebensweisen und Auffassungen. Diese latenten Konflikte haben sich in Österreich mit der Bestellung mehrerer den Ortskirchen aufgezwungener Bischöfe verstärkt und haben zum Kirchenvolks-Begehren geführt. Bei diesem wurde allerdings „die wichtigste kulturelle Wandlung“, nämlich die Frauenfrage, lediglich in bezug auf die Frage der Ordination von Frauen behandelt. Die Autorin schließt mit der Frage, wie die katholische Kirche ihre Identität inmitten ihres umfassenden Pluralismus vertiefen kann. red

Vor zwei Jahren entstand in der katholischen Kirche Österreichs die Initiative des Kirchenvolksbegehrens. Ihre Botschaft wurde in einer unmißverständlichen Form zum Ausdruck gebracht, und zwar nicht nur durch die Formulierung konkreter Inhaltspunkte, zu denen ihre OrganisatorInnen standen, sondern auch durch die symbolische Resonanz des Namens, der für die Bewegung gesucht wurde. Volksbegehren gibt es nicht in jeder parlamentarischen Demokratie, sehr wohl aber in Österreich, vielleicht kann deshalb hierzulande übersehen werden, daß Kirchenvolksbegehren anderswo nach einer Erklärung verlangt, um richtig aufgefaßt zu werden. Wie auch immer, um die eigenen Anliegen zum Ausdruck zu bringen, wurde zum Reichtum der politischen Kultur gegriffen.

Das Kirchenvolksbegehren in Österreich: Reformwünsche unterschiedlicher Gruppen (%)
(Wert: „sehr stark“)

	Unterzeichnet	Sympathisanten	Gegner	Uninteressierte	Durchschnitt
<i>Zölibat</i>	92	89	79	65	79
<i>Scheidung</i>	95	82	73	56	72
<i>Sexualmoral</i>	87	75	57	64	68
<i>Mitbestimmung</i>	86	75	68	48	66
<i>Bischofsernennung</i>	79	69	51	58	62
<i>Frohbotschaft</i>	74	73	64	47	62
<i>Frauen</i>	72	60	33	49	50
<i>Homosexualität</i>	62	46	37	28	40
<i>Priester-Laien</i>	16	15	12	9	12

(Quelle: H. Denz, in: Wir sind Kirche, 1995, S. 46)

Und gemessen am Echo, das diese Anliegen gefunden haben, scheinen sie alles andere als bedeutungslos zu sein, selbst wenn das Kirchenvolksbegehren bloß als eine „Unterzeichnungsaktion“ gewertet wird. In der Tat hat es eine Diskussion entfesselt, die auch zwei Jahre danach noch offen bleibt. Analysen, Stellungnahmen und Reaktionen unterschiedlicher Art folgten aufeinander.¹ Zu den Gründen dafür zählen m. M. n. vor allem die folgenden: Erstens, das Kirchenvolksbegehren war eine Protestaktion innerhalb der katholischen Kirche; zweitens, diese Protestaktion adressierte sich an die Hierarchie; drittens, die Verhaltensweisen, zu denen unmißverständlich Stellung wider die offizielle Lehre genommen wurde, sind äußerst relevant für das Leben der Kirche als Institution. Mit Ausnahme des Wunsches nach einer „Frohbotschaft“ betreffen alle Punkte des Kirchenvolksbegehrens entweder die Sexualmoral der Kirche oder ihr Selbstverständnis (Ekklesiologie).

Ungeachtet dessen, ob die InitiatorInnen des Kirchenvolksbegehrens auch (oder überhaupt) andere Themen hätten aufwerfen können, sind die Sexualmoral und das

Selbstverständnis der Kirche zwei Probleme, die diese InitiatorInnen weder erfunden noch in ihrer Tragweite übertrieben haben. Sie waren schon da, nur leise besprochen, und sie haben eine zentrale Bedeutung für eine Kirche, die „katholisch“ und gleichzeitig „inkulturiert“ (d. h. eingewurzelt in unterschiedliche kulturelle Traditionen, darunter auch in die westeuropäische) sein will.

Verschiedene Ebenen einer Krise:

Um die Situation der Kirche in Österreich besser zu verstehen, können methodisch drei Ebenen unterschieden werden. Diese bilden drei eingeschriebene Kreise, deren Prozesse sich oft addieren bzw. einander bestärken. 1. Ebene: Im Abendland – besonders in Westeuropa und auch in Österreich – findet seit mehr als 200 Jahren ein Entchristianisierungsprozeß (im Sinne von Verlust spezifisch christlicher religiöser Inhalte sowie ihrer Verbindung mit einer konkreten Praxis) statt, der mit einer Krise der historischen Kirchen korreliert.

2. In diesem Kontext gewinnt die Situation der katholischen Kirche ein besonderes Profil. Durch das Mitwirken widersprüchlicher Kräfte gerät die traditionelle „katholische“ Identität in Krise.

3. Diese Prozesse laufen je nach Land sehr unterschiedlich ab. Die Situation Österreichs heute hängt vor allem von zwei Faktoren ab: 1. Wie der Entchristianisierungsprozeß stattgefunden hat. 2. Inwieweit sich die

¹ Siehe u. a.: „Wir sind Kirche“. Das Kirchenvolksbegehren in der Diskussion, Freiburg 1995; P. M. Zulehner, Kirchenvolks-Begehren (und Weizer Pfingstvision). Kirche auf Reformkurs, Düsseldorf, 1995; ders., Nachhaltige Kirchenreform. Pastoraltheologische Anmerkungen zur österreichischen Kirche nach dem Kirchenvolksbegehren, in: Stimmen der Zeit, Jg. 122 (1997) H. 4, 233–246.

Bevölkerung mit der katholischen Kirche identifiziert.

Neben diesen drei sozialen Räumen möchte ich noch einen vierten erwähnen, nämlich die Frauen. Ihre Bedeutung in kirchlichen Prozessen scheint noch nicht genug klar gesehen zu werden.

1. Religiöser als kirchlich

Der Entchristianisierungsprozeß wurzelt in langfristigen kulturellen Trends. Zu diesen zählen insbesondere das Herauskristallisieren neuer Lebensräume (Verstädterungsprozeß mit seinen Auswirkungen) oder das Zerbröckeln kleiner, homogener Gemeinschaften durch die Überwindung der geographischen Isolierung, was allmählich zur Lockerung alter Formen der sozialen Kontrolle führte und auch einen ideologischen Pluralismus förderte. So kam es allmählich zum Bedeutungsverlust alter sinngebender Doktrinen, die nach und nach ihren überkommenen Anspruch auf Anerkennung und Allgemeingültigkeit preisgeben müssen. Dies hat unweigerlich auch zur Schwächung jener Einrichtungen geführt, die sie vertreten und verkörpern. Diese Institutionen haben immer weniger Gläubige (*quantitativer Verlust*), die ihnen ihrerseits nur eine begrenzte Autorität zuerkennen (*qualitativer Verlust*).

All diese Prozesse erfolgen je nach Land mehr oder weniger akzentuiert und betreffen vor allem die institutionelle Seite der Religion, denn die WesteuropäerInnen und ÖsterreicherInnen sind nach wie vor religiös und gläubig, nur anders als in früheren Zeiten. Von dieser Perspektive her zeigt das Ereignis Kirchenvolksbegehren eine doppelte Relevanz: Die Situation der katholischen Kirche läßt die ÖsterreicherInnen nach wie vor keineswegs kalt. Aber die Zeiten der bloßen Folgsamkeit sind für die meisten schon endgültig vorüber.

2. Widersprüchliche Kräfte in der Katholizität

Im Rahmen dieser Entwicklungsprozesse, die alle christlichen Kirchen betreffen, nimmt die Situation der katholischen Kirche ein besonderes Profil an: Manche Gruppen – darunter auch die InitiatorInnen des Kirchenvolksbegehrens – setzen auf eine „Gemeindereligiosität“ gemäß dem Geist des II. Vatikanischen Konzils. Andere wiederum

wünschen sich eine Bestätigung alter, vor-konziliarer Lebensweisen und Auffassungen oder einfach eine traditionelle Kirche, die für kulturelle Kontinuität allgemein sorgt. Schließlich gibt es viele KatholikInnen, auch in Österreich, die vor allem die Dienstleistungen der Kirche – Übergangsriten usw. – je nach ihrer persönlichen Situation in Anspruch nehmen möchten, ohne deshalb auf die eigene Selbständigkeit gegenüber der Kirche zu verzichten. So bildet sich eine durchaus komplexe innere Landschaft in einem Land und einer kulturellen Region wie Westeuropa, die in vergangenen Zeiten insgesamt keine Vorliebe für radikale Ansätze gezeigt haben, und deren mäßiger Konservatismus infolge der Globalisierung in weiten Kreisen akzentuiert wird. Leute, die Initiativen wie das Kirchenvolksbegehren aktiv und kontinuierlich unterstützen, zählen gewiß zu den engagiertesten Gruppen, die das Leben der katholischen Kirche in ihrem Alltag ermöglichen und die von einer lebendigen Kirche träumen, in der Feiern und Handeln untrennbare Dimensionen ein und desselben christlichen Glaubens sind. Sie bilden aber, soziologisch gesehen, nur einen Teil des „Kirchenvolkes“.

Diese weite Vielfalt von Verbindungsformen unterschiedlicher Intensität und unterschiedlicher Art ist ein Erbe des Christentums, in dem die historischen Kirchen im Lauf der Jahrhunderte von einer moralischen Autoritätsinstanz zu einer zentralen sozialen Macht wurden. Sie sind auch ein Erbe der Katholizität. Der universelle Anspruch der katholischen Kirche führte im Laufe der Zeit zu deren Expansion, verschärfte aber gleichzeitig deren innere Pluralität. So hat die Hierarchie allmählich eine unverzichtbare Identität entwickelt und gefestigt. Die Bedeutung der Tradition, die vor allem mit der Amtslehre identifiziert wird, eine konkrete Auffassung von Priestertum sowie eine Bestärkung der päpstlichen Autorität zählen zu den Bestandteilen dieser historisch entwickelten Identität. Der Prozeß scheint sich im Laufe des vorigen und auch dieses Jahrhunderts in Konfrontation mit der modernen Kultur akzentuiert zu haben,² was das Mißtrauen der Hierarchie gegenüber

² Vgl. *Andrea Riccardi*, *Intransigenza e modernità: La Chiesa cattolica verso il terzo millennio*, Rom 1996.

„modernen“ Werten – wie etwa die Betonung der Würde des Individuums mit allen ihren historischen Konsequenzen, u. a. das Erwachen der Frauen – erklärt. Aber gerade diese Werte werden von vielen KatholikInnen Westeuropas als unverzichtbare Anliegen erlebt.

Aus all diesen Gründen wäre es zu oberflächlich, bei innerkirchlichen Konflikten bloß eine Trennlinie zwischen Basis und Hierarchie zu ziehen. Vielmehr ist die Gesamtkirche einer dreifachen Gefahr ausgesetzt, nämlich

- einer zunehmenden Entfremdung zwischen Amtskirche und Laien,
- Spannungen zwischen Zentrum (Rom) und Peripherie (lokalen Kirchen) und
- einer Polarisierung zwischen allzu differenzierten Auffassungen von katholischer Identität, deren symbolische Trennungslinie die praktische Stellungnahme zum *Zweiten Vatikanischen Konzil* bildet.

3. Österreich: Zuspitzung latenter Konflikte

Gewiß, die letzten acht Jahre waren für die katholische Kirche in Österreich alles andere als unproblematisch. Aber es wäre ungerecht, all diese Schwierigkeiten auf die Ereignisse der letzten Zeit zurückzuführen. Vielmehr haben sich einige latente Konflikte – vor allem die Kommunikation zwischen Amt und übriger Kirche – gerade in dieser Zeit zugespitzt.

Das allgemeine Vertrauen in religiöse Institutionen, welche die Struktur einer „Staatskirche“ geerbt haben, ist in Österreich und auch anderswo eher schwach. Die Stimme der katholischen Kirche als moralische Instanz verliert dabei an Kraft, insbesondere bei ganz bestimmten moralischen Fragen, so vor allem bei Themen der Sexualmoral, Ehe und Familie, zu denen auch die Gleichstellung der Frauen kommt. Der Wunsch nach Selbstbestimmung zeigt sich aufgrund der außergewöhnlichen Bedeutung des – nicht so privaten – Privatbereiches besonders deutlich.

Österreich – wie die Nordländer Europas – erscheint als ein konservatives und durchaus gemäßigt Land, in dem die Entchristianisierung schon lange eingesetzt hat. Außerdem zeigen sich nach wie vor innere Unterschiede auch innerhalb der katholischen Kirche, und zwar nicht nur in Hinblick auf

die einzelnen Regionen³, sondern auch je nach anderen sozialen Faktoren (wie etwa dem Kontrast Stadt-Land). Dies entspricht einer „*Struktur in Pfeilern*“⁴, d. h. dem Vorhandensein unterschiedlicher sozialer Räume mit einer relativen Autonomie in ihren religiösen Lebensweisen und Vorstellungen. Dieser Reichtum verlangt aber nach einem hohen Grad an Kommunikation innerhalb der Kirche. Sonst gibt es eine zunehmende Pluralität ohne gegenseitige Integration.

4. Das Erwachen der Frauen

Bei einem Vergleich der neun Punkte des Kirchenvolksbegehrens zeigt sich, daß die einzige Forderung, die im speziellen die Frauen betraf (Öffnung der kirchlichen Ämter für Frauen bis zur Weihe), weit hinter den anderen rangierte (siehe Tabelle oben). Dafür gibt es gewiß unterschiedliche Gründe. Das Anliegen der Situation der Frauen in der Kirche wurde nicht allgemein formuliert, sondern ganz spezifisch, und dies wiederum kollidiert frontal mit einem Eckstein des traditionellen Selbstverständnisses der Kirche, nämlich der Auffassung von Priestertum. Diese Forderung deshalb als Provokation zu deuten, hieße zu übersehen, daß der Zugang der Frauen zu allen sozialen Verantwortungen heute zumindest im Prinzip zu einer sozialen Selbstverständlichkeit geworden ist, während die exklusive Zulassung von Männern zum Priesteramt – so sehr sich diese auf theologische Argumente berufen kann – in einer traditionellen Anthropologie wurzelt, die aus dem Anderssein der Frauen Menschen zweiter Klasse gemacht hat.

Alain Touraine sieht in der Frauenfrage die „*wichtigste kulturelle Wandlung*“⁵ der letzten Zeit im Abendland. Die Gleichstellung der Frauen ist keine private Revindikation, wie etwa die Rechte einer Minderheit. Was dabei auf dem Spiel steht, ist daher viel mehr als ein Kampf um Gleichheit und Frei-

³ F. Höllinger, Die Privatisierung der Religion: Westliche Länder im Vergleich, in: Österreich im Wandel. Werte, Lebensformen und Lebensqualität 1986 bis 1993, Oldenburg 1996, 275–299.

⁴ G. Davie, Contrastes dans l'héritage religieux de l'Europe: ebd.; D. Hervieu-Leger (Hg.), Identités religieuses en Europe, Paris 1996, 48, 51.

⁵ Ders., Pourrons nous vivre ensemble? Égaux et différents, Paris 1997, 49.

heit, sondern die Behauptung, daß Menschsein nicht in einer Figur – nämlich jener des Mannes – Gestalt annimmt, sondern in der Dualität Mann-Frau.

Aufgrund der unterschiedlichen Art und Weise, wie die ungleiche Auffassung der Geschlechterrollen Männer und Frauen betrifft, verwundert es nicht, daß die Frauenfrage praktisch ausschließlich zu einer Frauensache geworden ist. Die Stimmen der Frauenbewegungen sowie die Beiträge der feministischen Theologie werden noch immer wenig ernst genommen oder zu skurrilen Randansätzen reduziert. Hinter diesen Reaktionen scheint eine gewisse Angst zu stecken, wirkt doch der Feminismus in manchen Kreisen der katholischen Kirche wie ein rotes Tuch. Schade, daß der katholischen Kirche auf diese Weise viel Potential verlorengelht! Frauen, die sich eine konsequente Anerkennung ihrer Würde in der Kirche wünschen, die für ihre wahrhaftige Gleichstellung kämpfen, sind zwar vielleicht keine bequemen Ansprechpartnerinnen, sie sind aber weder verantwortungslose Närrinnen noch aggressive Amazonen noch Christinnen, die mit ihrer Loyalität zur Kirche leichtsinnig umgehen. In dieser Hinsicht ist das Profil der Teilnehmerinnen der Frauensynode in Gmunden eine Überlegung wert⁶.

Pluralismus und Integration

Ich kehre zum Titel des letzten Werkes von Touraine zurück: „*Werden wir, gleich und verschieden, zusammen leben können?*“ Die Frage betrifft unsere Gesellschaft und auch unsere katholische Kirche. Wie kann sie ihre Identität inmitten ihres umfassenden Pluralismus vertiefen? Jeder Weg zur systematischen Vermeidung von Konflikten scheint ebenso unrealistisch wie wenig wünschenswert: Auf der einen Seite eine vertikale Autorität, die am Ende nur „pro forma“ leitet, auf der anderen ein Nebeneinander unterschiedlicher Institutionen, Gruppierungen und Strömungen.

Offene Konfrontationen dienen der Klarheit und vermeiden, daß latente Probleme zur Frustration der Schwächeren oder zu einer irreparablen, stillschweigenden gegenseitigen

Entfremdung führen. Aber die Konfrontation ist nur ein Teil der Dynamik eines Konfliktes. Menschen, die in dieser Phase steckenbleiben, bilden feste Fronten und polarisieren ihre Perspektiven. Das Problem ist, wie – oder ob überhaupt – nach diesem so oft notwendigen Schritt der Konfrontation wieder ein Dialog geführt werden kann, der kein taktischer ist, sondern aus dem Respekt vor den anderen entsteht. Im Falle unserer Kirche scheint mir deshalb ausschlaggebend, wie ein innerer Dialog bestärkt und im Alltag der Kirche institutionalisiert werden kann. Durch intensiven Austausch und direkte Kommunikation können wir KatholikInnen Mißverständnisse abbauen und eine Identität vertiefen, in der wir uns alle erkennen können, und wenn nicht, in der ernstzunehmende Meinungsunterschiede uns nicht an einen toten Punkt führen, sondern den Weg für eine weitere gemeinsame Suche weisen. Die einzige Alternative dazu wäre auf Dauer ein diskretes Voneinanderwegdriften – so viel steht auf dem Spiel!

Praxis

Eva-Maria Kiklas

„Wir sind Kirche“ – ein Zeichen der Hoffnung

Im folgenden beschreibt Kiklas, wie sie – als überzeugte Christin, für die Liebe und Verkündigung Jesu von Nazareth zum geistigen Maßstab wurde – anfangs, an ihrer Kirche zu leiden und zu zweifeln. Die Hoffnung, die Kirchenleute in ihrem Engagement für eine freiere Gesellschaft vor der „Wende“ in der DDR weckten, wurde zwar enttäuscht; aber die Einladung, am „Katholikentag von unten“ und besonders an der Vorbereitung des Kirchenvolks-Begehrens in Deutschland in verantwortlicher Position mitzuwirken, hat das Leben von Frau Kiklas grundlegend verändert; vor allem durch die vielen Zeichen der Hoffnung, die sie seitdem erhalten hat und die in einem erwachten Selbstbewußtsein des Kirchenvolkes gründen. red

⁶ M. Moser, Die Teilnehmerinnen der Frauensynode als Avantgarde, in: G. Ladner – M. Moser, Frauenbewegen Europa, Wien 1997, 210–222.